

Vom persönlichen Verhalten in dieser Zeit

Autor(en): **Ragaz, Leonhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **33 (1939)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-137433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und warum nicht für mich?

Und du willst nicht für MICH leiden,
Was für dunkle Götzen litten,
Lachend in der Marter Mitten,
Dunkle, unerlauchte Heiden?

Und du willst nicht für MICH tragen,
Und für MEINE ewigen Sterne,
Was für gelben Flitter gerne
Krämer tragen sonder Klagen?

Und so stehen, stand und sterben
Knechte nur für irdische Meister,
Aber für den Herrn der Geister
Niemand will den Kranz erwerben!

Austriacus.

Vom persönlichen Verhalten in dieser Zeit.

Verehrtester Herr und Freund!

Parpan, 22. Juli 1939.

Sie bitten mich dringlich, daß ich im Angesichte der uns nun unheimlich nahe gerückten Gefahr der Weltlage, die auch eine schweizerische Gefahr und eine persönliche Gefahr für jeden von uns ist, in den „Neuen Wegen“ ein besonderes Wort der Stärkung, Klärung und Ermutigung sage, und zwar mehr eines, das die persönliche Haltung des Einzelnen und nicht die Weltlage an sich im Auge habe. Obschon ich eigentlich an etwas anderes dachte, das ich an die Spitze dieses Heftes stellen wollte und vielleicht auch darauf hinweisen dürfte, daß ich ja in all den schweren Jahren immer wieder der Aufgabe, die Sie mir stellen, gerecht zu werden versucht habe, darüber vieles verfäumend, was mir sehr am Herzen gelegen war, und darüber einseitiger werdend, als ich sonst gewesen wäre, so will ich doch gern Ihren Wunsch zu erfüllen trachten. Kommt er doch auch einer eigenen starken Empfindung entgegen.

Es ist ja auch meine eigene Auffassung, und ist übrigens die vieler, daß wir nun rasch in die Zone der größten Gefahr gelangen werden, ja zum Teil schon darin sind, und daß gewisse Entscheidungen, die auch im besten Falle *schwer* sein werden, nicht mehr allzulange auf sich werden warten lassen. Ich denke aber nicht bloß an das, was uns freilich am nächsten liegt, an die furchtbare Gefahr des Weltkrieges und Weltbrandes mit ihrer Entfesselung der ganzen Hölle, sondern auch an jenes andere Element unserer Lage, das Sie ebenfalls andeuten: die ungeheure Unsicherheit aller Dinge, die drohende Auflösung und Umwälzung, das Schwanken und Weichen des Bodens unter unseren Füßen, das schreckhafte Dunkel aller Zukunft, den Zerfall des Geistes.

Was kann ich, nach allem, was ich darüber schon geäußert, Ihnen und anderen noch dazu sagen? Ich tue wohl am besten, einiges Wesentliche von dem auszusprechen, was mich selbst in diesem Zusammenhang bewegt, drunten in Zürich und hier oben auf einsamen Wegen, in stillen, dunklen Nächten meiner Dachstube wie an strahlenden Sonnentagen, die mir den Kontrast zu der dämonischen Verfinsterung der Welt erst recht vor die Seele stellen.

Das Erste, was ich zu sagen habe, was ich zu sagen mich *gedrängt* fühle, ist etwas sehr Einfaches, einfach wie Brot und Licht: Was wir in dieser Lage brauchen, jetzt schon brauchen, für das Kommende brauchen, *in* dem Kommenden brauchen werden, ist *Mut*, *Mut* und nochmals *Mut*. Denn es will uns beim Gedanken daran immer wieder die *Angst* überfallen. Was unser wartet, ist ja furchtbar — ich meine: es stellt sich als furchtbar dar, es ist Grund dafür vorhanden, daß es dies tut. Die Schrecken eines Bombardementes aus der Luft, der Gasvergiftungstod, das Ersticken oder Zerschmettertwerden unter stürzenden Trümmern, das Eindringen eines schonungslos brutalen Feindes in unser Land, ein martervoller rascher Tod in einer modernen Folterkammer, oder ein langsamer im Konzentrationslager, dieser Ueberbietung der Hölle — das sind die entsetzlichen Bilder, die vor uns aufsteigen können. Sie sind nicht gleichsam eine umgekehrte Utopie; denn sie sind ja anderwärts schon volle Wirklichkeit. Wobei wir gewiß darin einig sind, daß uns darob weniger für uns selber graut, als für die andern, besonders für die, welche uns am nächsten stehen und für die wir verantwortlich sind. Ich verschweige auch das Schlimmste nicht. Denn weil diese Angstvorstellungen doch einmal vorhanden sind, ist es auch am besten, wenn wir sie aussprechen. Solches Aussprechen ist befreiend. Unausgesprochene Angstvorstellungen können zu Geistesstörungen werden. Aber auch jene anderen, weniger physisch greifbaren Dinge, die drohenden Veränderungen, der Verlust von Stellung und Besitz, die Unsicherheit der ganzen Lage und nicht am wenigsten der Zusammenbruch des Geistes und der Freiheit in der Welt, der Zerfall von Demokratie, Kultur, Christentum — sie sind wohl imstande, die Seele mit tiefer Bangigkeit zu erfüllen. Es ist wahrhaftig so: Wir haben alledem gegenüber namentlich *Mut* nötig. Und zwar echten *Mut*, nicht eingebildeten, sich selbst oder anderen vorgetäuschten; nicht bloß einen *Mut* gehobener Stimmungen, sondern auch einen der nüchternen Stunden; nicht bloß einen *Mut*, wenn wir in Haufen, sondern auch einen, wenn wir allein sind; einen *Mut*, den nicht bloß die *Angst* erzeugt und der nicht bloß eine andere Form der *Angst* ist, der nicht eine Betäubung ist, wie etwa das Rasseln mit den Waffen, sondern einen stillen, starken, demütigen *Mut*.

Wo finden wir diesen *Mut*, den wir brauchen? Das ist die einfache, große Frage, die erste, ja wohl die entscheidende Frage, vor die wir gestellt sind. Und nun, was antworte ich darauf?

Ich kann wohl fast nicht anders, als mit einem persönlichen Bekenntnis antworten. Auch mich, der ich nicht meine, gerade ein besonderer Feigling zu sein, befällt von Zeit zu Zeit diese Angst. Oder sie *hat* mich doch befallen. Schon 1933, als die Wolke aufstieg, die nun den ganzen Himmel verfinstert, und dann wieder in der letzten Zeit, als die Katastrophe näher und näher rückte. Aber da habe ich nun ein Erlebnis gehabt, das ich, ungern zwar, da man ohne Not von solchen Dingen nicht reden sollte, aber gedrängt durch die Not anderer, weil es doch eine Gabe Gottes für *Alle* ist, preisgebe: Auf einmal ist alle Angst von mir genommen worden und ich fühle mich seither frei davon. Wie ist das geschehen? Die Antwort darauf ist so einfach, daß ich sie fast nicht aussprechen darf: *Durch das Wunder des Erlebens der Wirklichkeit Gottes, und zwar des lebendigen Gottes.* Ich nenne es ein Wunder, aber es ist nur in dem Sinne ein Wunder, wie uns immer wieder das Erwachen zu einem neuen Tage oder das Aufgehen der Sonne eines ist. *Wie vor dem Tageslicht die Nacht, so schwindet vor Gott alle Angst.* Vor dem *wirklichen* Gott. Das ist unbegreiflich; darum ist es eben ein Wunder; aber es ist so. Ist immer wieder so. Wenn Gott ist, warum sich fürchten? Es *ist* so, wie der Psalm sagt: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, warum sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, wovor sollte mir grauen?“

So habe ich es erlebt. Ich bin in jenem Frühjahr 1933, etwa abends spät vom Zeitungsmuseum heimkehrend, mit gepreßtem Herzen durch die Straßen von Zürich gegangen, mich auch ein wenig meiner Angst *schämend*; denn Furcht vor Menschlichem ist ein Zeichen, daß an unserem Verhältnis zu Gott etwas nicht in Ordnung ist. Und dann war sie weg, ganz und gar, und ruhiger Mut, sichere Zuversicht wohnte, wie ein Wunder, in meiner Seele. Bis 1939. Dann wurde mir wieder bange, banger noch als 1933. Denn nun war die Gefahr näher gerückt und damit konkreter geworden, und das bedeutet: furchtbarer geworden. Aber wieder habe ich es erlebt: die Angst ist weg, und hoher, lichter Mut erfüllt wieder die Seele. Darf ich das sagen? Ist das nicht Vermessenheit? Bin ich denn sicher, daß diese Stimmung anhält, standhält, wenn die Bedrohung noch näher rückt, Wirklichkeit wird? Es *wäre* Vermessenheit, wenn ich mich meines Mutes, des Verschwindens der Angst *rühmen* würde in dem Sinne, daß ich ein besonders mutiger Mensch, wenn nicht gar ein Held wäre, der diese Furchtlosigkeit aus sich selbst hervorgebracht hätte. Aber das liegt mir ferne. Ich bin kein Held, sondern ein schwacher, der Angst zugänglicher Mensch, wie Sie und die anderen. Ich bin weit davon entfernt, mich meines Mutes zu rühmen; ich weiß, daß am Tage neuer, noch größerer Versuchung zur Angst nur das gleiche Wunder mich retten kann. Es handelt sich um eine *Gabe*, nicht um eine *Leistung*, und zwar um eine Gabe, die *jedem* von uns gleichmäßig angeboten wird. Gott besiegt für jeden, *in* jedem von uns die Angst, dauernd und tief nur er allein. Er ist die

Sonne, die alle Gespenster vertreibt. Und es ist auch in dieser Beziehung wahr: Gerade wenn die Not am größten ist, so ist er am nächsten; gerade wenn die Not der Angst am größten geworden ist, bricht von ihm aus das Wunder des Mutes herein. So zittert wohl auch ein tapferer Krieger *vor* der Schlacht, *vor* der Gefahr, aber wenn diese da ist, wenn die Schlacht beginnt, so ergreift die Seele hoher Mut. Ist es, verehrter Freund, nicht vielleicht auch heute so, daß wir *vorher* bangen und zagen, aber wenn die Wirklichkeit da ist, tapfer sein werden? Und ist es nicht wohl so, daß wir Angst haben vor den Gespenstern unserer Phantasie und darauf die gleichen Mittel anwenden sollten wie auf *alle* Sorge: „Sorget nicht für den morgigen Tag; der morgige Tag wird für das Seine sorgen — haltet euch an Gott, der heute ist und morgen ist, und lebet getrost?“ Er ist das Wunder. Alles liegt in ihm beschlossen. Ihm müssen auch die Teufel gehorchen. Aus der Finsternis der Zukunft kommt uns das Wort entgegen: „*Ich* bins! Ich — und niemand sonst“ — und sofort ist die Finsternis nicht mehr finster, sondern strahlendes Licht. „Denn auch Finsternis ist nicht finster vor dir und die Nacht leuchtet wie der Tag.“

Wir wollen, verehrter Freund, und Ihr alle, die Ihr dies lest, zur Sonne aufschauen und die Angst der Nacht schwindet. Gott, der wirkliche Gott, ist die Quelle des Mutes. Gott ist der Mut. Vor der Furcht Gottes schwindet alle andere Furcht.

Wir haben aber, meine ich, auch ein Zweites unbedingt nötig, wenn wir der heutigen Lage mit ihrer Gefahr gewachsen sein sollen. Ich möchte es so ausdrücken: Wir haben *Vision* nötig.

Wie meine ich das?

Wir haben von dem Schreckhaften geredet, das in der Finsternis der Zukunft liege, in der Unsicherheit aller Dinge, in der Gefahr der Auflösung, Umwälzung. Auch dieses Element unserer Lage ist imstande, uns bange zu machen, uns allen Halt zu rauben, uns die Kraft und Freudigkeit des Lebens zu nehmen. Denn was hat das Leben noch für einen Sinn, wenn alles stürzt und das Chaos hereinbricht?

Was hilft uns gegen diese Not?

Wieder nur Eines: daß uns aus dem Dunkel der Zukunft und dem Zusammenbruch einer ganzen Welt ein Ruf entgegenkommt: „*Ich* bin's — ich, und niemand sonst.“ Wieder darf ich wohl mit einem Bekenntnis beginnen. Ich habe in der letzten Zeit mich, durch meine Arbeit veranlaßt, wieder besonders mit den Propheten Israels beschäftigt. Da ist mir dann aufs neue mit ungeheurer Wucht Eins entgegengetreten, eben das „*Ich* bin's!“ Ich meine das so: Die Propheten treten immer auf, wenn große Katastrophen geschehen oder bevorstehen, die alles, was bisher gegolten hat, zu vernichten drohen, vor denen auch das Volk, ja sogar Gott, verloren scheinen. Da ist es nun die unvergleichliche Größe und ewige Bedeutung dieser Männer Gottes, daß sie gerade in diesen Katastrophen *Gott* erkennen, seine Hand,

fein Regiment, fein Gericht, aber auch feine Verheißung. „*Ich bin's* — habt keine Angst; versucht bloß zu verstehen und euren Weg zu ändern. Es geht nicht rückwärts, sondern vorwärts — es ist *mein* Weg, *mein* Wille, *meine* Gnade.“

Ich meine, daß das auch unsere Lage ist. Es stürzt eine Welt, aber sie stürzt vor *Gott*. *Er* kommt. Es stürzt — im letzten furchtbaren Aufbäumen und Aufprotzen — das Weltreich und Gottes Reich dämmer auf. Es siegen Recht und Freiheit über Gewalt und Knechtschaft. Es bricht die Herrschaft des Mammons zusammen und es meldet sich die Herrschaft der Seele. Es zerbricht das Schwert des Krieges und es glänzt die Welt des Friedens auf. Es vergeht das Christentum, aber es naht — auch im Aufbäumen und Protzen des Antichrist — Christus.

Eine solche Vision, vielleicht in einer anderen Form, aber im Kern die gleiche, müssen wir haben, wenn wir diese Zeit bestehen wollen. Wir müssen in all diesem Geschehen einen *Sinn* erkennen, wenigstens durch die Ahnung, aber lieber durch das Licht klarer, wenn auch unvollkommener Erkenntnis. Das beruhigt die Seele. Das vertreibt die Finsternis. Das macht froh. Das läßt das Herz aufjauchzen: „Siehe, Dein Gott kommt.“ Das Größere kommt, die Erfüllung kommt. Ungeahntes kommt. Neue Pfade Gottes, unerhörte, öffnen sich. Unglaubliches wird Wirklichkeit. Durch den Schrecken und den Donner der Katastrophe geht ein Jubelruf über den Sieg Gottes und des Menschen. Es kann ihn jeder hören, muß ihn hören, wer an einen lebendigen Gott glaubt. „*Ich bin's!*“

Diesen Sinn des Geschehens zu suchen und zu finden, ist für uns lebenswichtig. Dazu gehört aber notwendig Eins: Wir dürfen diesen Sinn nicht bloß als eine Sache objektiver und theoretischer *Erkenntnis* betrachten, er muß vielmehr in erster Linie eine Sache der *Tat* sein. Ich meine: Wir müssen uns arbeitend und kämpfend für diesen Sinn *einsetzen*. Wir dürfen nicht bloß passive Empfänger und Beobachter, sondern müssen auch Schöpfer und Erzeuger, wir dürfen nicht bloß Zuschauer, sondern müssen auch Mitkämpfer sein. Der Sinn des Weltgeschehens wie des einzelnen Lebens erschließt sich nicht bloß durch Nachdenken, Nachgrübeln, ja sogar am wenigsten dadurch, sondern durch Anfassen, Mitmachen, Probieren, Glauben, Wagen. Freilich müssen wir dafür schon ein Licht der Erkenntnis haben, einen Ruf vernehmen. Aber dieses Licht müssen wir doch auch mit ganzem Ernst, ganzer Entschlossenheit und ganzem Einsatz *suchen*, nicht meinen, es müsse uns von selbst zufallen; auf diesen Ruf müssen wir mit *Gehorsam* antworten. Wir müssen da anfassen, wo wir eine Erkenntnis *haben*, und es wird uns *mehr* werden; wir müssen von dem Punkte ausgehen, an den wir *gestellt* sind, um den Sinn des Weltgeschehens, wie des eigenen, damit verbundenen Lebens zu verstehen, und wir werden von hier aus weiter kommen. Wir müssen, wenn ich so sagen darf, den Kampf Gottes mitkämpfen und die Gedanken Gottes wer-

den uns immer heller aufleuchten. Denn nur dem Arbeitenden und Kämpfenden, nicht dem Müßigen und bloß Zuschauenden offenbart sich Gott, naht sich Gott, verbindet sich Gott. Wir müssen mit dem Chaos ringen, müssen uns gegen die Mächte des Bösen, die in unserer Zeit walten, kämpfend einsetzen, müssen den Dämonen widerstehen, müssen dem Widergöttlichen, Antichristlichen die Stirn bieten. Das gibt der Seele Kraft und Mut. Dann kann auch die Angst uns nicht überwältigen; sie ist eine Sache des *Zuschauers*. Dann mag gerade, wenn die Not der Niederlage am größten ist, das Wunder der Siegesgewißheit aufftrahlen. Aus wie vielen Kerkern ist es aufgestrahlt; wie viele Flammen von Scheiterhaufen hat es überstrahlt! Auch hier bestätigt sich die Regel der Regeln: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches — und das bedeutet hier: Licht, Erkenntnis, Kraft, freudiger Mut — *hinzu*gefügt werden.“

Also, lieber Freund — und nun rede ich alle Leser dieses Briefes an! — wenn du in der Unklarheit und Unsicherheit unserer Lage schwankst und bangst: *Fasse an!* Arbeiten bedeutet Nicht verzweifeln!

Das sind die zwei Dinge, die wir brauchen, um der ganzen Schwere und Angst unserer Lage gewachsen zu sein. Ich glaube, gezeigt zu haben, wo und wie sie zu finden sind. Und bin meiner Sache gewiß. „*Ich bin's!*“

Aber ich muß noch zweierlei tun, um meine Aufgabe, so gut ich's vermag, zu lösen.

Ich weise zunächst noch auf eine *Konsequenz* hin, die sich aus dem Gesagten ergibt. Wenn wir auf den Sinn des heutigen Geschehens blicken und etwas davon verstehen, vielleicht sogar den Glanz einer großen und größten *Verheißung* erleben, dann wird die Seele nicht nur mutig, sondern auch *frei*. Ich meine: frei von der Gebundenheit an die Verhältnisse, in denen wir unser Leben zu haben meinen und deren Veränderung, ja Auflösung uns bange macht. Wir verstehen dann auch den Sinn dieser Veränderung, ja Auflösung, und beugen uns ihm. Die Weite der Perspektive erlöst uns von der Engigkeit des Herzens; die Größe der Verheißung läßt uns das, was wir aufgeben sollen, klein erscheinen. Wir wissen, wie oft das erlebt worden ist, wie freudig Menschen für einen *Glauben* alles aufgegeben haben und im Verlieren sich reicher erfunden haben als im Besitzen. Sogar ein scheinbar bloß *politischer* Glaube kann diese Wirkung haben. Konnten wir doch in unseren Tagen erfahren, wie in der ersten Zeit der russischen Revolution Aristokraten von ungeheurem Besitz und glänzendster Stellung das alles freudig aufgaben um des Großen willen, das die Revolution zu bringen schien. Hat nicht Tolstoi dieses Aufgeben all seines Besitzes als glühendste Sehnsucht in sich getragen, wie es einst des Franziskus Seligkeit war? So ist es wohl gerade im Sinne dieser Zeit, daß wir durch die Erschütterung des Vorhandenen aus dem trägen Besitz aller Art herausgerissen werden sollen, der unsere Seelen matt, satt und

freudlos machte, um im Verlieren wieder reich zu werden? Lasset uns, statt zu bangen, aufgeben — jetzt im Entschluß, dann in der Tat. Wir empfangen dafür — *Gott*, hören seinen Ruf: „*Ich bin's!*“

Aber auch das kann, wie ich nun schon angedeutet, nicht ohne unser Dazutun geschehen. Und darum möchte ich das Gesagte, das eine *Gabe* meint, in eine *Aufgabe* übersetzen und mahnend erklären: Wir müssen in diesen Zeiten vor allem auch *beweglich* sein, beweglich werden, uns nicht an einen Besitz klammern, sei er materieller, sei er geistiger Art. Ein *Neues* kommt, und wir können ihm bloß gerecht werden, wenn wir selbst die Fähigkeit haben, stets neu zu werden. Wir können den *Gott*, der da *kommt*, nicht verstehen, wenn wir hartnäckig bei alten Vorstellungen, wie bei alten Verhältnissen bleiben wollen. Wir müssen die „neuen Pfade“ Gottes nicht nur erkennen, sondern auch betreten. Wir müssen verstehen, daß Gottes Welt nicht immer im alten stehen bleiben kann, wenn sie nicht selbst veraltern und darin verkommen soll; wir müssen uns klar machen, daß *Gott* auch ein *Schöpferischer* *Gott* ist und nicht bloß ein *erhaltender*, daß er ein *Gott* ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen, so, daß „ihm Alle leben“, daß von dem Vergehenden nichts *verloren* geht, sondern alles im Neuen aufbewahrt wird und daß die Auflösung Erfüllung ist.

Woher können wir diese Beweglichkeit der Seele bekommen? Ich antworte: Eben von diesem *Gotte*, der der Lebendige ist. Wer wirklich mit ihm lebt, aus ihm lebt, wenn auch in Schwachheit, der bleibt selbst lebendig. Er kann nicht anders, als mit dem *Gott* gehen, der selber geht. Er kann nicht anders, als gespannt sein auf seine immer neuen Wunder. Als ein auf das *Reich* Harrender muß er stets offene Augen für die Art haben, wie *Gott* seine Welt weiterführt. Er muß aus allem Wechsel, auch aus dem Zusammensturz, den Ruf hören: „*Ich bin's!*“

Aber zu dieser Beweglichkeit muß sich auch die *Festigkeit* gesellen. Und wenn ich das sage, fällt mir wieder das Wort ein, das auch in einer Zeit des leidenschaftlichen Kampfes zwischen alt und neu und der scheinbaren Auflösung der Welt ins Chaos gesprochen worden ist:

„Wer will leben in diesen Zeiten,
Der muß haben ein festes Herze.“

Ich meine das im besonderen so: Jene Verbindung mit *Gott* und seinem Reiche, aus welcher Mut, Freude, Kraft, Erkenntnis quellen, kann nur ein Mensch haben, dessen Herz fest wird. Ich denke an allerlei Menschen, die schon auch etwas von *Gott* und seinem Reiche wissen und die doch hin und her schwanken wie ein Rohr im Winde, keine rechte Orientierung finden und darum schließlich auch der Angst verfallen. Was mag diesen Menschen fehlen? Ich glaube auf Grund vielen und schmerzlichen Nachdenkens sagen zu müssen: Es fehlt ihnen am ganzen *Ernst* des Ringens um *Gott* und des Stehens zu seiner Wahrheit. Sie bleiben ewig in einem *halben Wesen* stecken, schweben ewig

zwischen Gott und der Welt, zwischen sich selbst und *seiner* Sache. Es fehlt ihnen am *persönlichen Schwergewicht*. Dies meine ich nun wieder so: Gerade in solchen Zeiten dürfen wir uns nicht mit einer gewissen *allgemeinen* Ueberzeugung von bestimmten Wahrheiten und einer gewissen Begeisterung für *allgemeine* Ziele begnügen, sondern müssen damit vor allem auch *in uns selbst* klar und sicher werden. Diese Wahrheiten und Ziele müssen in uns selbst auf einem festen Boden stehen. Wir müssen sie, wenn nötig, gegen die ganze Welt behaupten können und uns nicht von Wind und Wellen der Stimmung und Beeinflussung hin und her wehen lassen. „Ein Mensch mit Gott ist immer in der Mehrheit“ — etwas von dieser Wahrheit muß unsere Grundempfindung werden.

Dazu aber müssen wir an uns selbst arbeiten — unaufhörlich. Ich habe die tiefe und schmerzliche Empfindung, daß es daran sehr stark fehlt und daß hier das Geheimnis von so viel Schwäche liegt, von so viel Schwanken, so viel Halbglauen, wenn nicht gar Unglauben, von so viel Mangel an Festigkeit und Klarheit im Verhältnis zu Gott und den Menschen. *Besinnung* ist nötig, *Einkehr*. Das ist ja auch der Sinn solcher Zeiten. Da muß doch jeder, der sie ernsthaft bestehen will, darum sorgen — soweit man das selber kann — daß sein Herz fest werde. Dann ist er der *Gnade* sicher.

Das ist es, verehrter Freund, was ich, Ihren Wunsch erfüllend, Ihnen sagen möchte. Es ist nicht alles, sicher nicht, was zu sagen wäre. Vielleicht habe ich Wesentliches nicht gesagt, sogar solches nicht, das mir selber sonst sehr nahe liegt und mir wichtig scheint. Aber ich habe das gesagt, was mir jetzt am vordersten war. So unvollständig es ist, so dürftig vielleicht, mag es doch das Völligere anregen. So arm und schwach es ist, kann es doch gesegnet sein. Ich habe, was ich geschrieben habe, nicht ohne Furcht und Zittern geschrieben, aber ich habe es aus Not und Liebe geschrieben, einem Gebot gehorchend. So muß es wohl recht sein. Dabei bin ich beständig auf ein Prophetenwort gestoßen und ich habe mich von Geist und Kraft besonders der Propheten erleuchten, mahnen und stärken lassen. Und nun möchte ich, nochmals den Blick auf die ganze Schwere, Angst und Dunkelheit, all die geschehende und kommende Veränderung, Unsicherheit und katastrophale Gestaltung der Dinge richtend, mit einem in einer ähnlichen Zeit gesprochenen und auch in *Erfüllung* gegangenen Wort des großen Propheten der Hoffnung, Verheißung und Auferstehung schließen: „Es werden wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade wird nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens wird nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“ Dieses Wort Ihnen anbietend, *allen* Lesern dieses Briefes und der ganzen armen Menschheit, grüßt Sie, verehrter Freund, herzlich

Ihr

Leonhard Ragaz.